



Sommer 2013
Reisen



Heft #1

Sommer 2013

Reisen



Herausgeber, Verleger & f.d.l.v.: Medien Kultur Haus Wels,
Pollheimerstraße 17, 4600 Wels, +43/7242/2070 3021
www.medienkulturhaus.at

Redaktion: Peter Schernhuber

AutorInnen: Berkant Erdem, Sebastian Höglinger, Marie Luise
Lehner, Günter Mayer, Aslihan Özüymaz (Lee)

Fotografien: Theresa Hoedl, Orenda Sophie Mohan

Grafik: Kathi Reidelshöfer

Illustration: Gregor Schernhuber, peng

Lektorat: Sebastian Höglinger

Team mkh^o: Elke Doppelbauer, Florian Ettl, Johannes Kastinger,
Günter Mayer (Leitung), Harald Schermann, Simon Stix,
Elisabeth Zach

Produziert im Medien Kultur Haus, 2013

Gefördert u.a. durch ein STARTstipendium des BMUKK.

„Ein Kunstprojekt am Land – eine Ausnahmesituation? Etwas an einem fremden Ort auf die Beine zu stellen ist vielleicht mit einer Reise in ein unbekanntes Land vergleichbar. Alles ist neu: die Sprache, die Bräuche, die Umgebung.“

Ruth Kasserer, Almut Rink: Kino ohne Land, Czernin, Wien: 2006.

„die reisen sind etwas vielsagendes, aber es ist jede reise nur eine weitere reise – ich hab den begriff „urlaub“ noch nie verstanden, bis ich erfahren habe, dass es von ‚sich etwas erlauben‘ kommt. eine reise kann man sich kaum erlauben, ich glaub man kann eine reise manchmal kaum glauben.“

Nino Mandl: „Eine Reise“ in: Reise durch Europa – Elf Essays, redelsteiner dahimène edition, Wien: 2013.

„Der Fußgänger spaltet die Zeit der Durchquerung des Raumes auf in die zielgerichtete lineare Zeit und in die Zeit der individuellen Erfahrung, die beim Flaneur zum einzigen Zweck wird, aber bei jedem Passanten nebenherläuft und die Wahrnehmung strukturiert.“

Magnus Klaue: „Alles fließt – Die mobile Gesellschaft und die Liquidation des Individuums“, Bahamas Nr. 66, Berlin: Sommer 2013.

INHALT

Heft #1

| | |
|---|-------|
| peng: SCHEISS KATALOGE | S. 8 |
| Günter Mayer: ZUM GELEIT | S. 9 |
| Lee: ICH VERMISST DAS MEER | S. 10 |
| Asliahn Özüylimaz aka Lee: FERNWEH | S. 11 |
| Sebastian Höglinger: NACH BERLIN | S. 14 |
| Gregor Schernhuber: REISEN | S. 22 |
| Loving.The.Alien im Gespräch mit Peter Schernhuber: REISEN OHNE TROLLEY UND HAWAII-HEMD | S. 23 |
| Marie Luise Lehner: REISEN (MOSKAU) | S. 30 |

+

Theresa Hödl: **ISTANBUL**

Berkant Erdem, #occupygezi: **UNTERM STRAND DAS PFLASTER**

Orenda Sophie Mohan: **DESIRE IS THE THING WE KNOW,
ESCAPES ARE THE THINGS WE GROW**

SCHWEISS KATALOGE



KUNSTFREUND AUF
REISEN

ZUM GELEIT

Günter Mayer

Liebe FreundInnen des Fanzine!

Ein Fanzine, eine Wortmischung aus *fan* und *magazine*, ist ein Magazin, das von Fans für Fans gemacht wird.

Und Fans unserer Aktivitäten und Projekte sitzen weit verstreut. Meist sind es solche, die schon einmal mit uns gearbeitet haben. Und mit dem Fanzine möchten wir noch mehr Fans gewinnen. So ist das halt.

Fanzine lesen ist geil! So würde eine hiesige vielgebuchte Agentur den Slogan dazu entwickeln (von ihr stammt auch der innovative Satz „Lesen ist geil“).

Besonders cool ist das erste vorliegende Heftchen. Mit dem Thema „Reisen“ ist die Latte sehr hoch gelegt. Denn zu diesem Thema gibt es wöchentliche Beilagen in diversen Tageszeitungen. Und, soviel kann ich vorweg garantieren, es wurde ein äußerst gelungene Annäherung an das Evergreentopthema. Ein besonderer Coup ist das Format. Klein, handlich und leicht zum Mitnehmen. Es kann hohe Intellektualität vorgetäuscht werden, wenn man es ganz zufällig auf den Tisch legt, um an die Geldbörse im Sakko zu kommen. Es ist wundersam, dass dieses Format nicht längst von Verlagen für Buchreihen eingeführt wurde. Diese Publikation ist schon jetzt Kult! Und jetzt bringen Sie mir bitte einen Espresso, aber das nicht schreiben Frau Schulschik. Ich wünsche diesem Projekt viel Erfolg in der Zukunft, gratuliere den Beteiligten und allen LeserInnen, die im Besitz dieses wertvollen Heftchens sein werden. Herzlichst Ihr Günter und so weiter. So jetzt muss ich aber aufbrechen, muss noch einkaufen, fahre ja morgen nach Leipzig. Schönes Wochenende Frau Schulschik.



lee.
ich vermiss das
Meer.

FERNWEH.

Aslihan Özüylimaz aka Lee

Einfach die Sachen packen und losziehen. Egal ob zu Fuß, mit dem Auto, Bus oder Flugzeug. Manchmal ist es nur das, was ich will. Ohne zu zögern, ohne nachzudenken. Nicht fragen wohin, nicht sagen wohin. Einfach losgehen. Allein bin ich nicht. Ich kenne sie nur zu gut; Songs, Gedichte, Filme, Gespräche genau über dies.

Doch nicht nur der Ortswechsel ist es, den wir wollen, auch fremde Sprachen, die ans Ohr dringen, ein anderes Klima und tausende noch nie erblickte Gesichtern. Eine Stadt, in der wir die Straßen und Gassen nicht kennen und uns mehr als dreimal am Tag verlaufen, was uns Leichtigkeit verleiht, wo wir ungezwungen lächeln können. Keine Hektik, kein Stress, keine Termine.

Reisen bedeutet Freiheit, steht für Entdeckung. Egal wo und wohin deine Reise geht, du wirst nicht der- oder dieselbe sein, wenn du zurück bist.

Eine Reise ist ein Prozess. Du wirst Spuren hinterlassen auf jedem Weg den du hinter dich legst und diese Wege werden dich prägen.

Du wirst auch die Menschen, die du auf Reisen triffst verändern.

Ein Stück von dir wirst du für immer bei ihnen lassen und sie ein Stück bei dir.

Mit allem was du gesehen, gehört, gesagt, gerochen, geschmeckt und vor allem gespürt hast, wirst du dich bereichert fühlen, deinen eigenen Horizont weiten. Die Lust daran wirst du nicht so schnell verlieren oder gar verlieren können. Das willst du auch gar nicht.

Sieh das Leben wie einen Zirkel. Die Spitze mit der Nadel ist dort wo du zuhause bist und mit dem anderen Ende

ziehst du deine Kreise durch andere Länder, Städte und andere Leben. Diese Linien überschneiden sich ständig und bilden genauso stets neue Verbindungen, Verknüpfungen.

Wann immer du in den Himmel siehst, denkst du dir genau in dem Moment tut das auch jemand anderer am anderen Ende der Erdkugel und denkt an dich, wie du in den Himmel schaust. Grenz dich nicht ein, lass es einfach so sein.

Wie unfassbar dieses Zusammenspiel von Kreisen und Leben ist, ist mir letzten Samstag wieder klar geworden. Ich saß noch im Pyjama herum, vorm Laptop und unterhielt mich mit einem Freund, der nun in Neuseeland ist. Für mich hatte der Tag noch nicht mal richtig begonnen und für ihn hatte er schon längst geendet, denn in knapp einer halben Stunde war's für ihn Sonntag. Die besten Geschichten, Fotos und Erinnerungen sind oft mit solch einem Erlebnis verbunden. Meist nahm jemand das Nötigste und vollzog diesen spontanen Akt: Aus der Haustür hinaus. Und fernbleiben für nicht festgelegte Zeit. Ich persönlich liebe es, solchen Erzählungen zuzuhören und meinen Vorstellungen freien Lauf, mich inspirieren zu lassen. Deshalb ist doch Wanderlust nun auch etwas Besonderes.

Fantastisch, wie viel es da draußen zu erleben gibt. Je mehr ich herumkomme, desto mehr eigne ich mir an. Ich lerne dazu und diese Art von Wissen ist unmittelbar und unbezahlbar. Es gehört jedoch ein gewisser Mut dazu. Denn ich möchte nicht nur Sehenswürdigkeiten betrachten, ich will brennendheiße Sonnenstrahlen auf meiner Haut fühlen, so wie ich sie noch nie zuvor gespürt habe. Ich möchte allein in der Menge tanzen, zwischen Menschen, deren Sprache ich nicht, aber deren

Körper ich verstehe. Ich möchte ungewohnte Aufregung erfahren, wenn ich bei Sonnenaufgang herumspaziere und nicht weiß, wie ich hierher kam. Ich möchte vom Weg abkommen, den alle Tourist/innen wählen und mit Leuten, die zufällig unterwegs sind und mir entgegen kommen reden, mit den Kids herumlaufen und lachen. Ich möchte unbekannt sein, undefiniert.

Ich will Fernweh und dann auch mal wieder Heimweh haben dürfen.

Weit entfernt von jedem Lärm, jedem Verkehrschaos, jedem Wohnhausblocks oder von Konsumwahnsinnigen und überfluteten Einkaufszentren.

Ich möchte gehen können. Und wieder kommen. Ich möchte allein sein.

Und auch unter Menschen, woher sie auch stammen möchten.

Ich möchte leben. Unbeschwert. So wie es sich gehört.

Ich möchte reisen. Ich will frei sein und das auch bleiben.

„No matter where it is in the sky... No matter where you are in the world...

The moon is never bigger than your thumb.“

– von Nicholas Sparks Buch und dessen Verfilmung „Dear John“

Aslihan Özüyilmaz, obwohl sehr umwoben von naturwissenschaftlichem Wissen, gilt ihre einzige Liebe und Leidenschaft der Kunst, Kultur und Literatur. Bloggerin diverser Blogs, schreibt fürs bloggers magazine – erstes österreichisches online magazine. Ah, reist sehr, sehr gerne. about.me/leedigsatus

NACH BERLIN.

Sebastian Höglinger

Gefühlte 5.000 Autos hatte ich seit unserer Abfahrt Richtung Berlin gezählt. Verschwenderisch große, unwirklich kleine, schwarze, rote, minzgefärbte. Es war für jeden was dabei. Alles außer Gelb. Ich hatte kein einziges gelbes Auto gezählt. Dafür mindestens drei in Türkis und bestimmt zwei Dutzend in Pastellgrün. Im Segment Klein- bis Familienwagen schien das elegante Schwarz nach wie vor die Nase vorne zu haben, was mich einerseits nicht überraschte aber auch einen gewissen Mangel an Experimentierfreudigkeit im deutschen Gemüt vermuten ließ. Auch Dunkelgrau war beliebt. Und auch Dunkelgrau festigte diese These. Eine schier unfassbare Anzahl an Rasern steuerte feuerrote Boliden. Rot wurde scheinbar nach wie vor mit Sport, Eleganz, Reichtum, Pfiff und Sex Appeal gleichgesetzt. Zumindest in den Köpfen der durchwegs männlichen Lenker. Nicht unbedingt selten trugen sie Poloshirts, nicht unbedingt selten mit aufgestelltem Kragen. Zumindest ein Drittel davon komplettierte das Outfit durch ein mit Arschlochknoten um den Hals gepferchtes Tuch im Albert Fortell-Schick. Sie horchten bestimmt Parov Stelar.

*

Noch immer kein Gelb. Wenn Minzgrün OK war, warum dann nicht auch Gelb, die vergessene Grundfarbe? Viele der lässigen Verfärbeautos meiner einst umfangreichen Matchbox-Sammlung hatten sie damals als Grundlackierung. Was hatte ich diese chamäleonesken Miniaturkarren geliebt. Kurz unter warmes Wasser gehalten wurden sie blau oder grün, oftmals in einem superschönen Metallic-Look schimmernd. Als Kind

besaß ich einen Ferrari in eben dieser Farbvariante. Ich war sagenhaft stolz darauf. Als mir das Spielzeuggefährt vom Scheißkind zweier Freunde meiner Eltern entwendet wurde, war ich am Boden zerstört. Ich hatte es der kleinen Drecksau nie verziehen. Manuel war später Controller einer Investmentbank geworden. Das passte ins Bild.

*

Eine hitzige Debatte über Obst- und Fruchtvorlieben entriss mich kurz vor Cottbus der meditativen Autostatistik. Mitko, mein allerbestester Freund und langjähriger Lenker unseres illustren Bandbusses, war aufgebracht mit der Verteidigung der Ribisel beschäftigt und damit, unseren Bassisten für dessen Anerkennung der heimischen Stachelbeere abzustrafen.

*

Zweifelsohne war es ein Schlagabtausch zweier Connaisseure. Ich hielt mich bedeckt im Hintergrund, obwohl ich sicher auch ein Wörtchen zur Diskussion beizutragen gehabt hätte. In alpenländischer Tradition blieb die universell zu verarbeitende Zwetschke seit zwei Jahrzehnten mein uneingeschränkter Frucht-Favourite. Sie war eine Art Supertrumpf der modernen Obstwelt: im reinen Zustand ein Genuss, als Streuselkuchen unerreicht, als Eis, ein seltenes, dafür umso geschmacksintensiveres Vergnügen. Selbst der noch relativ junge Verkaufsschlager Zwetschkensaft konnte mit verdauungsfördernder Wirkung und natürlicher, unaufdringlicher Süße punkten. Mitko wäre angesichts solcher Vorzüge mit seiner Ribisel auf verlorenem Posten gewesen. Freilich hatte auch diese ihre Momente, allerdings waren die meiner Meinung nach auf den Einsatz in Backwaren beschränkt. Und die Stachelbeere, naja, die Stachelbeere kennt halt keiner. Dass unser Drummer sich dann tatsächlich mit der Papaya

ins Gespräch einbrachte, schoss endgültig den Vogel ab. Sie war ein Graus, ein Belgien des Fruchtuniversums, weder Obst noch Gemüse und sinnlos bis dorthinaus.

*

Gedankenversunken hatte Mitko im Verlauf des ganzen Hickhacks vergessen die Überholspur nach beendetem Manöver wieder zu verlassen. Er übersah, was angesichts Größe und Irrsinn eigentlich kaum zu übersehen war: Der Lenker eines *Hummer*-Schlachtschiffs versuchte sich nach vergeblicher Kontaktaufnahme mittels Licht- und Dröhnhupe auf der rechten Seite an uns vorbeizuschlängeln. Just in diesem Moment warf Mitko den Blinker, setzte zum Spurenwechsel an und gefährdete unser aller Leben in althergebrachter Bandtour-Tradition. Eine Kollision mit dem Gottvater straßentauglicher Militärfahrzeuge hätten wir nur im unwahrscheinlichsten aller Fälle überstanden. Millisekunden entschieden also über dies- oder jenseitige Zukunftsplanung. Da war es, das Licht am Ende des Tunnels – und zwar weit weniger genial als es diese unsäglichen Esoterik-Schwachmaten nach ihren angeblichen Nahtoderfahrten im Talk mit Vera Russwurm beschrieben: Nicht einladend kuschelweich also, sondern kühl, grell und eigentlich rasend hässlich. Gleichwertig ungeil löste es sich im Nu auch wieder auf, erlosch wie die Karrieren von Toni Vegas und La Roux, kaum bis gar nicht der Rede wert.

*

Das Leben hatte uns wieder. Von Adlerreaktion gesegnet, vermochte Mitko seine Obst geschuldete Unachtsamkeit in letzter Sekunde zu korrigieren und querte mit 160 Stundenkilometer auf den rettenden Pannestreifen. Ein Geniestreich von göttlicher Dimension. Trotz 90-prozentiger Eigenschuld kanalisierte Mitko Wut und Schrecken

geistesgegenwärtig in einem nicht enden wollenden Hupkonzert, ich streckte dazu den Mittelfinger aus dem Busfenster. Wie Eminem hatte ich Zeige-, Ring- und Kleinen Finger erst ab dem zweiten Gliedknochen abgebogen. Das vermittelte eine der Situation angemessene Gangster-Attitude. Trotz einer Impulsivität, die dem weltcholerischsten Familienvater (nach zwanzigstündiger Staufahrt ins Ferienparadies) wahrscheinlich alle Ehre gemacht hätte, blieb unser anarchisches Gebaren, unser wutentbrannter Shitstorm, wahrscheinlich unbemerkt. Sei's drum. Vermutlich saß ohnehin ein menschlicher Versager wie Manuel am Steuer. Die Sau.

*

Um den Schrecken der Beinahe-Karambolage vergessen zu machen, offerierte mir Mitko eine Zigarette mit bewusstseinsbeschränkender Wirkung. Eine nette Geste. Ich nahm dankend an und inhalierte drei starke Züge, bevor ich das qualmende Scheusal an die Rückbank weiterreichte. Unser Bassist lag da eingerollt wie ein übergroßer, schmutziger Fötus. Seinen zerzausten Kopf hatte er auf den Oberschenkeln des Schlagzeugers eingekuschelt. Keine Ahnung ob er am Vorabend überhaupt eine Minute Schlaf in Anspruch genommen hatte. Ich tippte auf Nein. Seine von einem knalligen Blutrot durchzogenen Augen bestärkten meinen Verdacht.

*

Selbst in diesem verbrauchten und ausgekotzten Zustand fand ich ihn ziemlich attraktiv. Er war eine dreckige Mischung aus Prince, Johnny Depp und Justin Bieber: Ein Tête-à-tête aus lässig androgyner Präsenz, allwissend verschmitztem Lächeln und einer saublöden aber irgendwie niedlichen Wonnepoppen-Frisur. Wenn ich mir einen Mann für lüsterne Zweisamkeit aussuchen

dürfte: dieser Bassist aus Wien 19 wäre meine Nummer 1 – meine Rose aus dem Gemeindebau – und bestimmt ein herausragender Küsser, ausdauernd aber nicht zu bestimmt. Auf Radio Brandenburg schmachtete Lana del Ray gerade von ähnlicher Männlichkeit: *He holds me in his big arms, drunk and I am seeing stars, this is all I think of.* Vollgedröhnt lies ich die letzten Kilometer unserer Reise im Super-8 Modus ihrer Videos an mir vorüberziehen: Bäume, Bäume, eine epische Sonnenreflexion auf der verdreckten Windschutzscheibe, eine Tankstelle, wieder Bäume. Langsam aber stetig näherten wir uns dem Ziel unserer Reise, Berlin, der Stadt die niemals schlief – und wenn doch, dann nur von Montag bis Freitag, wenn sie also nicht auf Droge im Berghain verweilte, tanzte und fickte. Vorfreude. Berlin, du kriegst mich up, kriegst mich down.

*

Am mittlerweile vom Sonnenuntergang gefluteten Horizont konnte ich bereits den Alex mit seinem beweglichen U.F.O.-Kopfteil ausmachen. Ein seltsames Wahrzeichen für eine seltsame Stadt. Nicht ohne Grund geliebt, nicht ohne Grund Anlaufstelle sämtlicher alternativ-boboistischer Globetrotter. Hier trennte sich der Hippie vom Hipster. Ersteren verschlug es nämlich tendenziell nicht nach Norddeutschland, sondern nach Südamerika, wo er von verklärter Linksideologie fehlgeleitet, als fahrradfahrender Kulturoptimist, Land und Leute – so arm und trotzdem so lebensfroh – kennen und lieben lernte. Schnurstracks entsagte dieser friedfertige Geselle also dem Kapitalismus, plünderte sein im Teufelssystem Erspartes und investierte in eine angemessene, biologisch abbaubare Unterkunft in unmittelbarer Nähe zu Palmen und Obdachlosen. Jahre später, mittlerweile als gut verdienender IT-Profi bei Global 2000 untergekommen,

konnte er dann bei der Weihnachtsfeier von den immer geilen Südländerinnen mit ihrem unstillbaren Durst nach europäischen Körpern berichten. „Ja, haha, hüstel hüstel, das waren schon wilde Zeiten damals. Da gingen pro Tag oft ... hüstel“ Kopfschuss. Nein, es war kein Selbstmord, es war Mord.

*

Politisch war ich eigentlich auch immer links ausgerichtet – Tendenz Linksaussen – und also weniger dem Typ Kommune-Biobauernhof-Basisdemokratie zuzurechnen. Mich zog es in die Stadt, dahin, wo andere links Verklärte noch eifrigst davon träumten endlich mal wieder mit Bomben aufzuräumen, Häuser besetzten und wo ich ganz allgemein eine rauere, radikalere Gangart vermutete. Als ich das erste Mal Urlaub in der deutschen Hauptstadt machte, glaubte ich diesen Vibe an jeder Straßenecke zu spüren. Hier ein Transparent, da eine eingeschlagene Fensterscheibe. Schnell war mir klar, dass dies der möglicherweise richtige Platz für mich wäre. Die breiten, immer belebten Gehsteige entfachten mein Feuer, formvollendete Falafel und die konfrontative norddeutsche Sprachfarbe wirkten als Brandbeschleuniger. Irgendwie schien mir hier alles eine Spur einfacher, angefangen beim nächtlichen Bierkonsum. Man konnte an jedem x-beliebigen Punkt der Stadt umfallen und fand sich bereits an der Schwelle zum nächstbesten Nahversorger, der für eine Flasche eisgekühltes Sternburg nicht mehr als 1 Euro 50 verrechnete. Was für ein Service. Und dann die Konzerte, Partys, Plattenläden, Schwimmbäder, Parks und Eissalons. Berlin war eine Wucht, ein momenthafter Tsunami der Lust, der mich beim ersten Besuch auf eine Art und Weise übermannte, wie ich es in keiner anderen Stadt mehr erleben sollte.

Ich musste feststellen, dass ich mit dieser Meinung nicht alleine war. Im Gegenteil: Jeder wollte dahin und viele folgten dem Ruf tatsächlich, was mir Berlin zunehmend madig machte. Auswandern, um erst wieder mit den Weggefährten von früher abzuhängen? Das schien mir widersinnig. Außerdem fürchtete ich den in Berlin allgegenwärtigen Alkoholismus, eine verlockende Seuche, die den lächerlichen Schnaps- und Bierpreisen geschuldet war. Erst einmal umgezogen, wäre ich vollkommen naiv in die Rauschfalle getappt, quasi mit gestrecktem Matrosenköpfler ins nur kniehoch befüllte Swimmingpool gehechtet. Beide Varianten – alkoholischer wie wassersportlicher Übermut – führten letztlich zur ganzheitlichen Bewegungsunfähigkeit und waren somit nur bedingt ratsam. Alleine aus Gründen des Selbstschutzes war mein Berlinzug also bereits relativ früh abgefahren, zumal sich auch die Linksradikalität der Metropole nach wiederholten Besuchen als überschaubar entpuppte. So galt es zumindest eine aufgeregte Besucherperspektive zu pflegen und immer wieder aufs Neue gedeihen zu lassen. Mit ihr und durch sie erwies sich Berlin als dauerreizvoll. Auch in diesem Moment, in diesem Kleinbus, an der Seite meiner besten Freunde. Einmal mehr war ich ein Reisender voll der Vorfreude mal wieder einen Fuß nach Kreuzberg, ins tot sanierte Friedrichshain, nach Neukölln oder Treptow zu setzen. Meine Gier nach Monumental-Architektur würde ich ebendort am Sowjetischen Ehrenmal laben, meine Füße in einem von türkischen Kindern wohl temperierten Becken im Prinzenbad kühlen und mich zumindest für die Dauer drei langer Nächte wieder zu einem aktiven Teil des norddeutschen System-Alkoholismus rechnen: Zum Start ein Sternburg am „Späti“, gefolgt von einem Likörchen

im Tante Horst, ein König Olfe und ein Flatliner in der Muskauer Straße, ein Mexikaner im Franken, ein Pfeffi in Mitte und schließlich Bier, Schnaps und Drogen nach Ermessen und Gutdünken des Berliner Hausgebrauchs. Berlin war Dekadenz zum Diskontpreis, ein verlockender Sündenpfuhl, dessen Stadteinfahrt wir in diesem Moment wie die hochhoffiziellen Botschafter österreichischen Übermuts querten – vorbei an der verlassenen Panoramatribüne, auf der ein blutjunger Farin Urlaub mit seinem Herzenskumpel Bela im Teenieklassiker *Richy Guitar* ein Bierchen zwitscherte. Mit dem Abstellen des Motors beschlossen wir unser poetisches Unterwegssein – on the road. Doch wie bei jeder Reise mit geliebten Menschen, markierte auch das Ende dieser Fahrt bloß den Anfang einer langen rauschhaften Nacht. Vollkommen lusttrunken spielten wir ein wenig beachtetes Konzert im Cortina Bob, um uns im Anschluss in den weiten, temporär die Welt versprechenden Straßenschluchten dieser eigensinnigen Metropole zu verlieren. *Sternstunden der Bedeutungslosigkeit* hieß ein Roman von Rocko Schamoni. Diese waren die unsrigen.

Sebastian Höglinger, Musiker, Textarbeiter, Filmfestivalgestalter. Lebt in Wien und Linz. „Nach Berlin.“ ist ein kurzer Ausschnitt eines im Werden begriffenen – von eifriger Klugscheißerei, Pop-Zitaten und viel Liebe durchzogenen – Reiseromans über eine erfolglose Band am Weg von Ostrava nach Berlin.



Illustration: **Gregor Schernhuber**, arbeitet als Grafiker bei einer Welser Firma, seit vielen Jahren bei YOUKI sowie im Medien Kultur Haus aktiv. Zusammen mit Freund/innen organisiert er Konzerte unter dem Label *schl8hof jun..*

REISEN OHNE TROLLEY UND HAWAII-HEMD

Loving.The.Alien zählen zu den unspektakulär aufregendsten Bands lokaler Popkultur. Nach Jahren wenig innovativer Club- und House-Kultur, redundantem Stahlstadt HipHop und dem Verwalten des Erbes von Hardcore, Rock und Punk, haben Loving.The.Alien innerhalb des Retromania-Pops ihren eigenen Klang und ihr eigenes Bandkonzept gefunden. Jüngst gewann die junge Band den Lautstark Musikcontest. **Peter Schernhuber** unterhielt sich im E-Mail-Dialog mit **Lea Föger** und **Niklas Pichler**.

Lose ist diese erste Ausgabe des mkh° Zines mit „Reisen“ überschrieben. Ein annähernd omnipräsentes Thema, das sich auch an euren von David Bowie entlehnten Bandnamen anlegen lässt. Bowie erklärt in dem Song das Fremde zu lieben, interessant zu finden. Teilt ihr diese Faszination? Was verbindet ihr mit eurem Bandnamen, der dahinter stehenden Ansage sowie dem Bowie-Song?

LEA: Witziger Weise gab es unseren Bandnamen ja schon lange bevor sich schließlich die passende Band dazu fand. Er beschreibt also nicht wirklich das, was sich eben mit der Zeit so entwickelt hat, sondern war eher von Anfang an als Grundsatz da, ein Leitspruch für unser Projekt, wenn man so will. Ich aber glaube auch, dass es wichtig war, dass es so einen Leitspruch überhaupt gegeben hat, weil er uns immer wieder gezeigt hat, wo wir mit dem, was wir da tun, überhaupt hinwollen.

Parallelen zu Bowies Idee hinter der Phrase „loving the alien“ bzw. zu dem Song lassen sich natürlich ziehen, jedoch glaube ich, dass das „Fremde“, von dem die

Rede ist, unterschiedlich definiert ist. Bowie spricht von sich-gegenüber-stehenden Dingen, die jeweils für das Gegenüber fremd sind, außerdem spricht er mit Religion und Kultur ja sehr konkrete Dinge und auch Menschen an. Bei uns geht es, denke ich, mehr um das Fremde, das man in sich selbst finden kann. Oft erscheinen einem Dinge, die man in sich selbst bemerkt so fremd und schräg, dass man versucht, sie schnellstmöglich wieder loszuwerden. Unser Ziel ist es aber, genau das auf Papier bzw. in ein Instrument oder „sonstwo“ hinzubringen. Mit „Reisen“ hat das alles schon auch etwas zu tun, wenn auch nicht mit der klassischen Reise mit Trolley und Hawaiihemd. Wir reisen wohl eher im Kopf.

An jenem Punkt, an dem man sich selbst fremd scheint und ihr versucht, ebendaran anzuknüpfen: Wie trifft ihr die Entscheidung, ob ihr jenen Punkt musikalisch oder textlich bearbeitet?

NIKLAS: Ich glaube mit dieser Entscheidung sind wir nicht einmal konfrontiert. Meistens gehen die Lieder die wir komponieren in erster Linie von dem im Vorhinein geschriebenen Text aus, weil man sich, glaube ich, beim Schreiben eines Textes am besten mit den fremden Dingen, ob in sich oder anderswo wahrgenommen, beschäftigen kann. Erst nachher versuchen wir dann, selbiges in eine musikalische Struktur zu bringen. Wobei man dazu sagen muss, dass wir oft beim Schreiben unserer Songs absichtlich darauf achten, nicht den omnipräsenten konformen Einheitsbrei zu fabrizieren, sondern schon auch absichtlich in die Gegenrichtung drücken, um das Fremde darzustellen oder zu verdeutlichen, um was es eigentlich geht. Das macht uns natürlich unglaublichen Spaß.

Mit Filmen, Büchern oder eben auch Musik virtuelle, phantastische Reisen anzustellen, ist eine sehr beliebte Metapher. Dabei geht es auch sehr um individuelle Wahrnehmung und Perspektive. Etwa in eurem Song „Truth“ wird diese Perspektive sehr konkret fixiert. Wessen Reise erzählt eure Musik?

LEA: Lustiger Zufall, dass du ausgerechnet „Truth“ ansprichst. Das Textkonzept dazu ist nämlich auf einer tatsächlichen Reise entstanden, in einem Wohnwagen, in einem kleinen Dorf im Norden Frankreichs. Wessen Reise unsere Musik beschreibt, ist gar nicht so leicht zu sagen. Wahrscheinlich vergleicht man das doch am besten mit einer physischen Reise. Die macht man ja auch, wenn man grundsätzlich alleine unterwegs ist, selten wirklich allein. Relevant sind eigentlich jene Menschen und Orte, die man unterwegs trifft. So ist das wohl auch, wenn man etwas verfasst. Eigentlich ist der Verfasser der Reisende, aber die Umgebung reist ja, auch wenn sie sich sekundlich ändern kann, immer mit.

Lea, du beschreibst das Arbeiten an eurer Musik als prozesshaft, markierst den Anteil der Umwelt an eurer Musik. Konkret nachgefragt, welche Orte und Menschen, vielleicht ja auch Persönlichkeiten sind es, die für euch wichtig und relevant sind, die euch beeinflussen?

LEA: Grundsätzlich würde ich sagen, dass in der Kunst niemand ohne äußerlichen Einfluss etwas „aus dem Boden stampft“, weil das heutzutage auch gar nicht mehr möglich ist. Man wird, egal wohin man geht, von visuellen Eindrücken und Geräuschen aller Art geradezu überflutet, also halte ich es für reinen Selbstbetrug, zu sagen, man

selbst wäre davon unabhängig. Abgesehen davon ist es ja im künstlerischen Sinne auch keine Schande von seiner Umwelt beeinflusst zu werden. Ganz im Gegenteil, ich persönlich nütze dieses Phänomen oft ganz absichtlich aus. Wenn ich zum Beispiel an Texten arbeite, tue ich das meistens im öffentlichen Raum, weil ich es sehr gerne mag, dass die Dinge, die ich gleichzeitig sehen oder hören kann, meine Gedanken ganz plötzlich in eine völlig andere Richtung lenken, oder mich gar erst dazu bringen, überhaupt etwas aufzuschreiben. Konkret passiert das im Zug, im Bus, in einem Park, manchmal aber auch um 4 Uhr morgens in einer Bar. Man ist also nie davor sicher, Vorlage meiner Texte zu werden ;) Diesen Denkanstoß müssen aber nicht immer Menschen direkt auslösen, manchmal sind es auch einzelne Schriftzüge, oder Bücher. Zum Beispiel der Text zu unserem Song „Branches“ entstand nachdem ich Stefan Zweigs „Angst“ gelesen hatte, dennoch findet man darin den Inhalt des Buches nicht wieder. Es hat als reiner Anstoß gewirkt, und als solchen sehe ich äußere Einflüsse positiv. Was das Instrumentale betrifft, ist das auch kein Stück anders. Ein Geräusch, oder Musik, die ich wahrnehme, bringt mich selbst oft dazu, mich ans Klavier zu setzen. Konkrete Musiker zu nennen, die Einfluss ausüben, finde ich sehr schwierig, weil es da für mich wirklich keine Grenzen gibt. Klar, aus unserer Musik kann man wahrscheinlich schließen, dass wir eher Radiohead-Fans sind, als Rammstein-Anhänger, trotzdem, als Inspiration dient dennoch mehr als das.

Niklas, du sprichst vom omnipräsenten Einheitsbrei. Was würde diesen gegenwärtig auszeichnen, was sind seine Charaktereigenschaften oder anders, wie klingt der omnipräsente Einheitsbrei, von dem ihr abrücken wollt?

NIKLAS: Tatsächlich meine ich mit den Worten „omnipräsenter Einheitsbrei“ sehr viele verschiedene Dinge. Vor allem etwa die „0815-Charts-Musik“: Immer dieselben Harmonien, dieselben Melodien, nichtssagende Texte, alles, für das wir nicht stehen wollen. Allerdings ist es mittlerweile ja auch schon nichts Besonderes mehr, mit anderen Instrumenten oder einem „Wir sind anders“-Getue auf sich aufmerksam machen zu wollen. Wir versuchen uns mit der Musik und dem Sinn dahinter ernsthaft auseinanderzusetzen, ohne dabei darauf zu achten, jemandem zu gefallen oder „berühmt“ zu werden. Das ist einfach nicht der Sinn der Sache. Aus der immensen Wichtigkeit des Textes ergibt sich ja dann auch die Tatsache, dass sich keine wirkliche Zielgruppe unserer Musik bildet, und wir auch keine Band mit Fans eines bestimmten Alters sind, sondern, dass es jedem möglicherweise gefallen könnte, sollte er/sie in der Lage sein sich damit anzufreunden.

Vor einem halben Jahr hat der amerikanische Autor und Pop-Theoretiker Simon Reynolds im Vorfeld von YOUKI sein Buch „Retromania“ in Wels vorgestellt. Darin vertritt er die These, dass im gegenwärtigen Pop kaum Innovatives zu finden ist und sich alles im rückwärtsgewandten Zitate-Loop dreht. Lea, du hast Radiohead angesprochen während Niklas vom „omnipräsenten Einheitsbrei“ spricht. Was wären einige Alben oder auch andere Kulturwaren, die euch maßgeblich beeinflusst haben?

LEA: Das mit dem in der Vergangenheit nach Ideen wühlen finde ich auch ein sehr interessantes Phänomen, allerdings denke ich, dass das nochmal etwas anderes ist als die üblichen Einflüsse, die man eben so hat. Das eine ist etwas eher sehr Allgemeines, wofür man den Grund nicht

wirklich kennt, und was vermutlich auch gesellschaftlich bedingt ist, die einzelnen Einflüsse sind hingegen etwas sehr persönliches, prägendes. Was ich für mich als sehr prägend bezeichnen würde, sind die früheren Placebo-Alben, wie zum Beispiel „Black Market Music“ oder „Sleeping with Ghosts“. Lässt zwar nicht unbedingt auf unsere Musik schließen, aber für mich persönlich war das der erste wirklich ernsthafte Kontakt zur Musik; dieser „Das will ich auch machen“-Moment. „Get behind me Satan“ von den White Stripes lief bei mir zu der Zeit in Dauerschleife und auch David Bowie, der ja später für die ganze Band noch sehr maßgebend sein sollte, tauchte da das erste Mal bei mir auf. Was in letzter Zeit sehr auf mich gewirkt hat ist z.B. Bon Iver oder auch Soap&Skin. Witziger Weise ist es nicht sehr viel länger als ein Jahr her, dass ich Soap&Skin das erste Mal live gesehen habe. Trotzdem hat es mich so umgeblasen, dass ich es als äußerst prägend bezeichnen würde. Manche Dinge reißen einen einfach mit, ganz ohne einen so persönlichen Bezug, wie ihn z.B. Placebo für mich haben.

NIKLAS: Für mich kann ich sagen, dass eines der wichtigsten Alben meiner Musiksammlung „In Rainbows“ von Radiohead ist. Das ist musikalisch wie auch textlich genau mein Geschmack. Beeinflusste mich glaube ich maßgeblich in Sachen Instrumentalisierung oder Melodiefindung. Trotzdem beeinflussen mich sehr viele verschiedene Bands und Künstler/innen. Sei es die Leidenschaft von Kings of Leon, die schroffe und unverfälschte Art von Klassikern wie Nirvana, die Zerbrechlichkeit von Bon Iver, die Verspieltheit eines Keith Jarrett beim Köln Concert, oder auch die Rhythmik elektronischer Musik wie etwa Moderat oder Burial. Was einige vielleicht nicht vermuten ist, dass mich auch

klassische Musik sehr beeinflusst. Von Mozart oder Beethoven bis zu Carl Orff oder Eric Whitacre. Gegenwärtig studiere ich aber die neusten Werke von Vampire Weekend und Stornoway, welche ich auch sehr weiterempfehlen kann. Also denke ich in fast jeder musikalischen Nische etwas zu entdecken, das mich anspricht. Musik hat für mich immer eine bestimmte Wirkung und ich glaube, es kommt nur auf die Laune an, in der man sich befindet, und danach richtet sich der Musikgeschmack. Bei mir ist das auf alle Fälle so. Somit hat man auch die Möglichkeit, so viele Einflüsse wie möglich in seine Musik zu packen, und weit gestreut zu denken.

Es fällt kaum schwer, eure Band mit dem weitläufigen Thema Reisen in Verbindung zu bringen. Was wäre eine tatsächliche Reise, die ihr als Band gerne unternehmen würdet?

NIKLAS: Amerika. Dort erhofft sich jede Band mehr Chancen und mehr Nachfrage, denn das ist in Österreich nicht so einfach. Der Musikmarkt ist relativ klein und überschaubar, da will man natürlich in größere Dimensionen ausbrechen ...

Niklas Apfel, besucht das Adalbert Stifter Gymnasium Linz, studiert Gitarre als Hauptfach an der Bruckneruniversität Linz, liebt Musik und lebt dafür. **Lea Föger** Lea Föger, hat gerade am Khevenhüllergymnasium Linz maturiert, studiert jetzt vielleicht Kunstgeschichte und Philosophie an der Uni Wien, mag gerne Bier. Das Interview führte **Peter Schernhuber**, der zur Zeit ein BMUKK STARTstipendium am Medien Kultur Haus absolviert und im Rahmen dessen diese Zine-Reihe betreut.



REISEN (MOSKAU)

Marie Luise Lehner

Das Fahren

Ich fahre viel und gerne Zug. Es gibt kein besseres Gefühl dafür, wie weit man wegfährt. Wenn ich aber im Flugzeug sitze, weil es billiger ist, und eine lächelnde Flugbegleiterin streckt mir ein Lufthansa-Brötchen in die Hand, dann stellt sich eine Vorfreude ein, die wahrscheinlich daran liegt, dass es einem den Magen ausgehebelt hat. Das Ankommen nach vielen Stunden Zugfahrt oder das kürzere Schweben sind auf jeden Fall meistens rauschartig. Ich taumle dann aus dem Bahnhof oder Flughafen und ganz egal ob alleine oder mit einer Freundin. Ich singe laut und lächle in fremde Gesichter.



Das Urlauben

Typische Bilder vom Urlaub: Am Sightseeing-Bus mit Socken in Sandalen, Teenager, die froh sind von zuhause weg zu sein, Familienurlaubende mit jammernden Kleinen, Krebsrote, die ihre nackten Oberkörper am Strand schlichten. Diese Liste kann nach Belieben weitergeführt werden, später kommen dann irgendwo die Tramperinnen und Stadtnomadinnen: junge Menschen mit großen Rucksäcken, manchmal im Hostel, manchmal auf der Parkbank. Den letzteren bin ich wohl am nächsten. Ich schlüpfe gerne privat unter, bei Leuten. Reisen muss leistbar sein. Ich hasse Campen. Das bedeutet ich bleibe im Hostel oder couchsurfe.

Couchsurferinnen tragen nicht immer Jesuslatschen und zerzaustes Haar, sie kommen in allen Formen:



Eine Frau die zu zugeröhnt war zu bemerken, dass sie, barbusig, ihr Shirt verloren hat als ich mit ihr geredet habe.

Ein französischer Rapper, der für uns freestylte.

Ein klebriger Mann, der wollte, dass wir in seinem Bett schlafen.

Eine Frau, die uns ihre Schlüssel gelassen hat und uns machen ließ was wir wollten.

Ein Typ mit den benutzten Kondomen am Boden.

Ein Starbucks-Arbeiter, der uns zu Frappuccino einlud und mit uns in einem Springbrunnen badete.

Ein 60-jähriger amerikanische Musiker mit großem Haus und Pool mitten in den spanischen Bergen.

...und ganz viele verschiedenste andere.

Jede Nacht bei jemand anderem ist ein Abenteuer, ich bin

nie bedrängt worden, die positiven Erfahrungen kommen öfter als die negativen. Anders wäre ich nie am Tisch einer spanischen Familie gelandet, mit denen ich bei Tortilla und Gazpacho nur pantomimisch kommunizieren konnte.

Das Wohnen

Ich fahre so oft und regelmäßig nach Wien, dass ich sage, ich wohne halb dort. Was mich aber davon trennt, ist dort zu wohnen ist, dass ich nie Alltag dort habe.

Ich finde es schön, sagen zu können, ich hab schon mal in England gewohnt – und in Holland. Ich frag' mich halt, ob man Holland überhaupt zählen darf, die paar Wochen Arbeit auf meiner einsamen Insel in der Nordsee. Immerhin kann ich über Holland sagen, dass ich in meiner Arbeitszeit sogar eine neue Sprache gelernt habe. Das fühlt sich sehr stark nach Wohnen an. Am liebsten würde ich über den Großteil meiner Reisen sagen: „Dort hab ich schon gewohnt“.

Moskau

Zum Beispiel bin ich einmal drei Wochen in Moskau gewesen. Drei Wochen, das ist lang für Moskau. In Moskau hat sich das wie mehr als ein Monat angefühlt. Irgendwie vergeht Moskauer Zeit ganz anders. Es fühlt sich an, als hätte ich in Moskau gewohnt. Ich treffe auf eine Stadt, die nicht schläft und auf unglaublich herzliche Menschen.

14. Mai 2012, Moskau: Ich hab es geschafft am russisch sprechenden Grenzposten vorbeizukommen, der mein Visum begutachtete. Ich lerne den Studenten kennen, bei dem ich wohnen werde. Er heißt – ironischer Weise –

„Ruslan“. Er ist sehr nett. Meinem Schulkollegen, mit dem ich unterwegs bin, hält er ein Pornoheft vor die Nase.- „Ja Feministka“ sage ich. Als er nicht versteht halte ich ihm den Wiener „Augustin“ unter die Nase. „Ich hab auch eine Zeitung“ sage ich. Ruslan und sein Freund schauen, sie schauen lange, auf der Titelseite ein Foto von „Pussy Riot“. Ich stecke meine Zeitung wieder ein. „Verstehe“ sagt er. Sie reden lange. Leise.

Als wir uns von seinem Freund trennen, wird Ruslan netter. „Y tebja drug?“ fragt er: „Kak boyfriend?“ „Podruga“ sage ich. Er schweigt lange und wartet auf die Antwort, die ich ihm gebe. Er kommt damit klar. Erst später realisiere ich, dass das „homosexuelle Propaganda“ Gesetz in St. Petersburg schon eingeführt worden ist. Ich werde noch mehrere solche Reaktionen erleben.

Die Metro ist grau, voll von Sichel, Hämmern, Sternen – überall. Die Leute sind behängt mit Abzeichen und tragen Uniformen. Zuhause werde ich von einer schnellredenden Frau bemuttert, die mich mit gutem Essen mästen möchte. Ich dusche in einem rosafarbenen Bad voll Nippes.

In dem Stadtteil, in dem ich bin ist der größte Park Moskaus. Ich würde ihn als riesen Dschungel bezeichnen. Aus meinem Fenster aus dem 19. Stock habe ich eine gute Sicht, vereinzelt wachsen heruntergekommene Hochhäuser heraus. Hier wachsen die Häuser aus dem Wald. Wir wohnen im Militärbezirk. Ich hab Uniformen im Kasten entdeckt und in der Früh Militärs zugeschaut: die Hymne singend, marschierend. Aus meinem Fenster habe ich hinunter geschaut. Hab von gestorbenen Soldatenvätern erfahren und mich gewundert, wie das immer noch so sein kann.

Hab im Stau gestanden damit Putin und Medwedjew in die Arbeit fahren können. Dafür werden Straßen hier täglich gesperrt. Die Straßen sind überall sehr löchrig. Dass es keine Mittelschicht gibt, kann man an den Autos gut sehen. Einige sind mit Plastiksäcken umwickelt, in den großen Schlitten daneben warten Chauffeure. Besonders bewusst wird mir die Armut am Kiewski Bahnhof in Moskau bei der grotesken Tätigkeit die am Straßenrand schlafenden Obdachlosen zu zählen. Am Weg zum nächsten Museum, behängt mit Spiegelreflex-Kameras, laut redend in einer westlichen Sprache, kommen mir, weiße reiche Mitteleuropäerinnen um die 30 entgegen. Dann sind wir beim Museum angekommen und hören auf zu zählen. Oft stehen hier alte Frauen am Straßenrand. Ich weiß nicht, was sie tun, sie bewegen sich nicht. Stunden später trifft man sie dort wieder, gefroren in derselben Position am gleichen Platz. Ob sie ein Zuhause haben weiß man nicht. Sie wirken als stünden sie immer hier, als wären sie längst zum Interieur geworden.

Geld gibt es nicht, aber viele versuchen Geld zu machen, mit allem was sie können. In der U-Bahn werden einem Baby-Schildkröten hingestreckt; Kätzchen, Kleidungsstücke.

An einer U-Bahn Station beobachte ich eine Frau, die Geschäfte mit Kunden macht, die sie schon zu kennen scheint. Ich verstehe, dass sie ihnen Kleidung umgenäht hat.

Die fahrende Bahn ist so laut, dass man sich gegenseitig nicht versteht. Der Lärm kommt mit dem Wind durch die Lüftungen an der Decke. Hier preisen Leute Lupen an und Gurkenschäler, manche spielen Geige.

Nebeneinander stecken Menschen. Ihre Verpackungen sehen gleich aus: Schachteln. Ihre Fächer auch. Sie



stapeln sich übereinander. Geometrisch. Man weiß, wie es in jedem aussieht. Um sich vor Blicken zu schützen verhüllen die Menschen die Fenster mit Tüll. Sie versperren nicht nur anderen den Blick hinein. Sie verbarrikadieren sich den eigenen. Ich fühle mich eingesperrt. Ich komme mir unter den Leuten wie einer von zu vielen Fischen im Aquarium vor. Still. Um die anderen nicht zu stören. Mit der Zeit wird der Tüll gelb. Beige. Er altert mit den Menschen. Wie ein Fischglas, das sich grün beschlägt, wenn man die Fische zu lange im Glas lässt.

Es stellt sich kein Alltagsgefühl ein, obwohl ich einen Alltag habe: Jeden Tag verbringe ich einige Stunden auf der Humanistischen Uni Moskau. Als Ameise unter den 11.503.501 Leuten, die in Moskau wohnen, fahre ich mit Rolltreppen tief in eine Unterwelt. Um die Stoßzeit fahren in Moskau zwei U-Bahnen in der Minute. Eine Zähluhr am

Bahnsteig zählt bis 30. Dann fährt der nächste Zug ein. In der Bahn schlafen die meisten. Ich lege viele Stunden von einem Ende der Stadt, wo ich bei einem Studenten wohne, bis zum „Zwetnoi Bulwar“ zurück.

Auf der Uni belege ich Russisch-Kurse. Die Phrasen, die ich lerne kommen mir überflüssig vor. Eine Frau erklärt in Russisch für Fortgeschrittene, wie ich mich vorstelle. Die erste Phrase, die sie uns nach „mein Name ist“ und „ich komme aus“ beibringt, ist „Ich bin (nicht) verheiratet“. Wenn ein Mann verheiratet ist, ist er „schenat“, eine verheiratete Frau „samuschin“. Wörtlich übersetzt ist die Frau „Hintermann“. Das männliche Wort für „verheiratet“ setzt sich aus „Frau“ und „auf“ zusammen.

Ich frage eine russische Studentin, mit der ich mir die „Tretikovskaja“ ansehe, ob sie den Druck hat, früh zu heiraten. „Nein“ sagt die Studentin. Sie will nur persönlich mit keinem Mann zusammen sein, mit dem sie sich nicht vorstellen kann den Rest ihres Lebens zu verbringen. Auf die Frage, ob es einen gesellschaftlichen Druck gibt, mit einem bestimmten Alter verheiratet zu sein sagt sie: „Es gibt da keinen Stress. Man sagt nur – unter Nachbarn zum Beispiel – von einer Frau die mit 30 noch nicht verheiratet ist, dass sie Pech in der Liebe hat, oder sie ist komisch.“

Das mit dem Frausein hier scheint anders zu sein.

Es gibt viele arbeitende Frauen: Busfahrerinnen und Polizistinnen, ich sehe aber wenige schlicht gekleidete Frauen in ihrer Freizeit. Aufgeklebte Krallen tasten sich an U-Bahnhaltegriffen entlang. Und dass den Füßen etwas fehlt, denen hier durch Schuhe die Fersen in die Höhe gepresst werden, kann man nur durch ihr Zittern erahnen. Sie scheinen, als hätten sie von der Befreiung der Frau nicht erfahren.

Das Zurückkommen

Meistens ist es schön wieder zurück zu kommen. Erschöpft stellt man am Bahnhof fest, dass alles gar nicht so schlimm ist, wie man immer sonst annimmt. Selten schrecke ich mich in der Straßenbahn über die vielen langweiligen Leute, aber darüber lässt sich hinwegsehen, wenn man sich richtig gut verständigen kann und weiß was einen erwartet.

Zurück aus dem Moskau voll Plattenbauten, im Land, in dem die Dächer rot sind (eine Russin die sich Linz auf Google maps angesehen hatte, war davon fasziniert) bemerke ich die Dekadenz unserer Sorgen; „Ich will endlich wieder verreisen“, „hat die Putzfrau auch richtig geputzt?“ „Mir ist in Österreich so langweilig.“ ... Ich beobachte wie reiche Rentner vor unserem Fenster ihre teuren Autos putzen und fühle mich im Linzer St. Magdalena im Grünen wie am abgelegensten Land (eine Tendenz, die ich normalerweise auch habe). Ich freue mich über Salat und meinen täglichen Radweg in die Stadt. Ich kann sogar übliche Aufreger wie den Infoscreen und die Linzer Volksverblödung vorerst erfolgreich übersehen. Ich wohne in einem Gemeindebau mit vier Stockwerken. Damit ist er, für Österreichische Verhältnisse, schon relativ hoch. Würde ich das meinem Austauschstudenten aus Moskau erklären wollen, würde er mich auslachen, in seiner Gegend hat jedes Haus 20 Stockwerke. Während mir in Russland viele jungen Menschen erzählt haben, wie sehr sie weg von dort wollen, erzählt mir jetzt eine Slowakin, was sie gemacht hat, um hierher zu kommen. Wir sind sozusagen schon am Ziel, gespart am Weg haben wir nur, indem wir uns geboren worden sind. Das Deutsch ist uns in die Wiege gelegt.

Ich mag keine Vorurteile. Ohne sich in Russland umgesehen zu haben, soll man nicht von den Leichen auf der Straße sprechen. Ich hab keine gesehen. Ich hab dafür in einem rosa Bad voll Nippes geduscht. Ich bin bemuttert und gefüttert worden. Ich bin nicht von der Polizei aufgehalten, nicht bedroht, nicht bestohlen, nicht übers Ohr gehauen worden. Was ich in Moskau bemerkt habe, ist eine Armut, von der ich glaube, dass es sie bei uns nicht gibt.

Laut einer 2010 durchgeführten Meinungsumfrage des Lewada-Zentrums, hielten 74 Prozent der befragten Russen die Homosexualität für moralisch verwerflich bzw. für eine psychische Krankheit. Nur 15 Prozent gaben an, dass Homosexualität eine alternative Form der menschlichen Sexualität sei. 39 Prozent stimmten dem Vorschlag zu, Homosexuelle ohne deren Einwilligung einer Heilbehandlung zu unterziehen oder von der Gesellschaft zu isolieren. (http://de.wikipedia.org/wiki/Homosexualit%C3%A4t_in_Russland) Auf Wikipedia steht sogar, dass es eine Bevölkerungsdichte von 4.583 EinwohnerInnen pro km² gibt. (<http://de.wikipedia.org/wiki/Moskau>)

Marie Luise Lehner, Schülerin an der Freien Waldorfschule Wien und Linz, Gewinnerin des Kolik Preises und des Preises der Oberösterreichischen Nachrichten, seither zweijährige Kolumne in den Oberösterreichischen Nachrichten, Veröffentlichung des Textes „wie es ist“ in der Publikation „Die Türen des Tages“ im Rahmen des Sprichcode Jugendliteraturwettbewerbes, Teilnehmerin des Girls Rock Camp 2012 an dem sie mit anderen teilnehmenden Musikerinnen die Bandformation „Schapka“ gegründet hat.

ANKÜNDIGUNG

Das mkh° zine erscheint vierteljährlich und jeweils zu einem spezifischen Thema. Vorschläge für Themen-, Text- und Bildbeiträge sind jederzeit willkommen:

p.schernhuber@medienkulturhaus.at

Die nächste Ausgabe erscheint im Herbst 2013.

